

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Dworkin, Ronald
Was ist Gleichheit?

Aus dem Amerikanischen von Christoph Schmidt-Petri

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1886
978-3-518-29486-4

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1886

Ronald Dworkin ist einer der herausragenden zeitgenössischen Philosophen, seine Arbeiten zum Egalitarismus werden nur noch durch das Werk von John Rawls übertroffen. Mit *Was ist Gleichheit?* liegen nun zentrale Texte Dworkins erstmals in deutscher Sprache vor. Sie entwickeln eine Theorie der *Ressourcengleichheit*, der zufolge eine Gesellschaft dann gerecht ist, wenn in ihr alle Ressourcen gleich verteilt sind. Dies bedeutet für Dworkin nicht, daß alle Menschen das gleiche Niveau an Wohlstand oder Lebenszufriedenheit erlangen können oder daß dies überhaupt wünschenswert wäre. Zwar sollte ein Staat individuell unabwendbare Unglücksfälle zu kompensieren suchen, es ist aber nicht seine Aufgabe, die Vor- und Nachteile zu egalisieren, die sich aus eigenverantwortlichen Entscheidungen ergeben. Gerechtigkeit, so Dworkins zentrale These, erfordert vor allem eine gleiche Ausgangsposition für alle.

Ronald Dworkin ist Professor für Rechtswissenschaft und Rechtsphilosophie an der New York University und am University College in London.

Ronald Dworkin
Was ist Gleichheit?
Aus dem Amerikanischen von
Christoph Schmidt-Petri

Suhrkamp

Copyright © 2000 by Ronald Dworkin
Published in the United States
by Harvard University Press, Cambridge, MA,
as part of the essay collection
SOVEREIGN VIRTUE by Ronald Dworkin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1886

Erste Auflage 2011

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29486-4

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhalt

Kapitel 1
Wohlergehensgleichheit
7

Kapitel 2
Ressourcengleichheit
81

Kapitel 3
Der Platz der Freiheit
158

Kapitel 4
Politische Gleichheit
249

Sachregister
286

Kapitel I

Wohlergehensgleichheit

I. Zwei Theorien von Gleichheit

Gleichheit ist ein populäres, aber rätselhaftes politisches Ideal. Es kann passieren, daß Menschen in einer Hinsicht gleich werden (oder wenigstens gleicher) und dadurch in einer anderen Hinsicht ungleich werden (oder noch ungleicher). Wenn Menschen zum Beispiel das gleiche Einkommen erhalten, dann werden sie sich mit ziemlicher Sicherheit in bezug auf ihre Lebenszufriedenheit unterscheiden. Daraus folgt natürlich nicht, daß Gleichheit als Ideal wertlos ist. Aber es muß genauer dargelegt werden, als dies normalerweise geschieht, welche Art der Gleichheit letztendlich wichtig ist.

Dies ist keine linguistische oder gar begriffliche Frage. Sie verlangt keine Definition des Wortes »gleich« oder eine Analyse seines umgangssprachlichen Gebrauches. Vielmehr müssen wir verschiedene Konzeptionen von Gleichheit unterscheiden, um entscheiden zu können, welche dieser Konzeptionen (oder welche Kombination von ihnen) ein attraktives politisches Ideal beschreibt, falls überhaupt eine dafür in Frage kommen sollte. Diese Aufgabe kann auf eine etwas andere Weise mit einer Unterscheidung beschrieben werden, die ich in anderen Zusammenhängen getroffen habe. Es besteht ein Unterschied, ob man Menschen hinsichtlich irgendeines materiellen Gutes oder einer Chance gleich behandelt oder ob man sie als Gleiche behandelt. Wer die Ansicht vertritt, daß die Menschen in bezug auf ihr Einkommen gleicher sein sollten, behauptet, daß eine Gesellschaft, die Einkommensgleichheit herstellt, eine Gesellschaft ist, die Menschen wirklich als Gleiche behandelt. Wer hingegen fordert, daß die Menschen gleichermaßen glücklich sein sollten, vertritt eine andere und konkurrierende Theorie darüber, welche Gesellschaft diesen Titel verdient. Die Frage ist also: Welche der vielen verschiedenen Theorien dieser Art ist die beste?

In diesem und dem nächsten Kapitel behandle ich einen Aspekt dieser Frage, der als das Problem der Verteilungsgleichheit bezeich-

net werden kann. Nehmen wir an, eine Gesellschaft muß sich zwischen alternativen Modellen entscheiden, wie Geld und andere Ressourcen an ihre einzelnen Mitglieder verteilt werden sollen. Welches dieser Modelle behandelt die Menschen als Gleiche? Dies ist nur ein Aspekt des allgemeineren Problems der Gleichheit, da es eine Palette von Fragestellungen unbeachtet läßt, die man, um den Kontrast deutlich zu machen, Fragen der politischen Gleichheit nennen könnte. Verteilungsgleichheit, wie ich sie beschreibe, beschäftigt sich zum Beispiel nicht mit der Verteilung von politischer Macht oder mit individuellen Rechten, die nichts mit dem Recht auf eine Menge von oder einem Anteil an den Ressourcen zu tun haben. Auch wenn die Unterscheidung etwas anderes suggerieren mag, ist es meines Erachtens doch offensichtlich, daß all die Fragen, die ich unter dem Etikett politischer Gleichheit zusammenwerfe, nicht ganz so unabhängig von Fragen der Verteilungsgleichheit sind. Eine Person, die zum Beispiel nicht darüber mitbestimmen kann, ob eine von ihr geschätzte Landschaft vor Verschmutzung geschützt werden sollte, ist ärmer als jemand, der bei dieser Entscheidung eine bedeutende Rolle spielen kann. Trotzdem ist es wahrscheinlich so, daß man sich einer vollständigen Theorie der Gleichheit, die neben politischer Gleichheit und Verteilungsgleichheit eine Vielzahl von Themen umfaßt, am besten dadurch nähert, daß man zu Beginn gewisse Unterscheidungen zwischen den Problemfeldern in Kauf nimmt, auch wenn diese Unterscheidungen etwas willkürlich sein mögen.

Ich werde zwei allgemeine Theorien der Verteilungsgleichheit untersuchen. Die erste (die ich Wohlergehensgleichheit nennen werde) behauptet, daß ein Verteilungssystem die Menschen dann als Gleiche behandelt, wenn es die Ressourcen zwischen ihnen so lange verteilt oder umverteilt, bis keine weitere Umverteilung die Menschen im Niveau ihres Wohlergehens gleicher machen könnte. Die zweite (die Ressourcengleichheit) behauptet, daß ein Verteilungssystem die Menschen dann als Gleiche behandelt, wenn es so lange verteilt oder umverteilt, bis keine weitere Umverteilung ihren jeweiligen Anteil an Ressourcen gleicher machen könnte. Beide Theorien sind so, wie ich sie gerade dargestellt habe, sehr abstrakt, da, wie wir noch sehen werden, es viele verschiedene Interpretationen davon gibt, was Wohlergehen bedeutet, und auch verschiedene Theorien darüber, was als Ressourcengleichheit gelten kann.

Dennoch sollte auch in dieser abstrakten Form klarwerden, daß die beiden Theorien in vielen konkreten Fällen unterschiedliche Empfehlungen geben werden.

Nehmen wir zum Beispiel an, daß ein einigermaßen wohlhabender Mann mehrere Kinder hat, von denen eines blind ist, ein anderes ein Playboy mit kostspieligen Vorlieben, ein drittes ein angehender Politiker mit teuren Ambitionen, ein weiteres ein Dichter mit bescheidenen Bedürfnissen, ein fünftes ein Bildhauer, der mit teuren Materialien arbeitet, und so weiter. Wie soll er sein Testament gestalten? Wenn er sich Wohlergehensgleichheit zum Ziel setzt, wird er diese Unterschiede zwischen seinen Kindern berücksichtigen und nicht jedem Kind den gleichen Anteil an seinem Vermögen vermachen. Natürlich muß er sich auf eine Interpretation von Wohlergehen festlegen und dabei auch entscheiden, ob zum Beispiel kostspielige Vorlieben in seinen Berechnungen den gleichen Stellenwert einnehmen sollen wie körperliche Behinderungen oder teure Ambitionen. Wenn er sich aber, im Gegensatz hierzu, Ressourcengleichheit zum Ziel setzt, dann könnte er durchaus entscheiden, daß dieses Ziel eine gleiche Verteilung seines Vermögens erforderlich macht – zumindest unter der Annahme, daß seine Kinder bereits ungefähr gleich wohlhabend sind. Auf jeden Fall wird er sich dann völlig andere Fragen stellen.

Es ist wahr, daß der Unterschied zwischen den beiden abstrakten Theorien im alltäglichen politischen Kontext weniger eindeutig sein wird, insbesondere wenn die öffentlichen Stellen sehr wenige Informationen über die tatsächlichen Vorlieben und Ambitionen einzelner Bürger haben. Wenn ein Wohlergehens-Egalitarist über eine große Anzahl von Bürgern nichts dergleichen weiß, könnte er vernünftigerweise glauben, seine beste Strategie, um Wohlergehensgleichheit zu erreichen, sei vielleicht das Herstellen von Einkommensgleichheit. Dennoch bleibt der theoretische Unterschied zwischen den beiden abstrakten Gleichheitstheorien aus einer Reihe von Gründen politisch relevant. Die öffentlichen Stellen haben sehr wohl häufig hinreichend allgemeine Informationen über die Verteilung von Vorlieben und Behinderungen, die pauschale Korrekturen der Ressourcengleichheit rechtfertigen können (zum Beispiel durch bestimmte Steuerfreibeträge), falls sie Wohlergehensgleichheit zum Ziel haben. Und selbst wenn sie diese Informationen nicht haben sollten, sind gewisse ökonomische Strukturen, die von ihnen

etabliert werden könnten, trotz dieser Ungewißheit vermutlich besser geeignet, die Ungleichheit der Wohlergehensniveaus zu reduzieren, während andere eher dazu taugen, die Ungleichheit der Ressourcen zu reduzieren. Aber die hauptsächliche Bedeutung des Problems, das ich nun untersuchen werde, ist theoretischer Natur. Egalitaristen müssen sich entscheiden, ob die von ihnen angestrebte Gleichheit Ressourcen- oder Wohlergehensgleichheit ist oder eine Kombination von beiden oder etwas völlig anderes, um plausibel dafür argumentieren zu können, daß Gleichheit überhaupt ein lohnenswertes Ziel ist.

Ich meine damit aber nicht, daß sich nur reine Egalitaristen für diese Frage interessieren sollten. Denn selbst die, die nicht glauben, daß Gleichheit die ganze Wahrheit der politischen Moral ist, geben gewöhnlich zu, daß sie ein Teil der Wahrheit ist, so daß es zumindest zugunsten einer politischen Lösung spricht, wenn sie Ungleichheit reduziert, auch wenn dies vielleicht nicht einmal entscheidend oder zentral ist. Selbst jemand, der Gleichheit nur dieses bescheidene Gewicht zubilligt, muß immer noch klären, was als Gleichheit gelten soll. Ich möchte aber betonen, daß die beiden abstrakten Konzeptionen der Gleichheit, die ich hier betrachten werde, die möglichen Theorien der Gleichheit nicht ausschöpfen, auch nicht in Kombination. Es gibt andere wichtige Theorien, die durch beide nur unzulänglich wiedergegeben werden können. Einige Philosophen vertreten zum Beispiel meritokratische Theorien der Verteilungsgleichheit, von denen manche etwas in Anschlag bringen, das häufig Chancengleichheit genannt wird. Auch hiervon gibt es verschiedene theoretische Versionen; aber eine bekannte besagt, daß Menschen Gleichheit verwehrt wird, wenn ihre bessere Lage in bezug auf Wohlergehen oder Ressourcen im Wettstreit um beispielsweise Studienplätze oder Jobs gegen sie zählt.

Wie dem auch sei, die Forderungen von Wohlergehensgleichheit wie auch von Ressourcengleichheit sind wohlbekannt und offensichtlich, und diese werde ich untersuchen. In diesem Kapitel werde ich verschiedene Varianten der ersten Ansicht untersuchen und, alles in allem, zurückweisen. In Kapitel 2 werde ich eine spezielle Version der letzteren Ansicht ausarbeiten und befürworten. Vielleicht sollte ich zwei weitere Einschränkungen erwähnen. Es wird weithin geglaubt, daß manche Menschen (zum Beispiel Verbrecher) Verteilungsgleichheit nicht verdienen. Ich werde mich

dieser Frage zwar nicht widmen, aber einige Fragen über die Rolle von Leistung und Verdienst aufwerfen, wenn ich erörtere, was Verteilungsgleichheit ist. John Rawls und andere haben die Frage aufgeworfen, ob Verteilungsgleichheit nicht vielleicht Abweichungen von einem gleichen Sockel erfordert, wenn dies im Interesse der bisher am schlechtesten gestellten Gruppe ist, so daß, zum Beispiel, Wohlerhengleichheit dann am besten befördert wird, wenn die am schlechtesten Gestellten zwar weniger Wohlergehen als andere haben, aber mehr, als sie andernfalls hätten. Diese These untersuche ich im nächsten Kapitel, in bezug auf Ressourcengleichheit, aber nicht in diesem, in dem ich behaupten werde, daß Wohlerhengleichheit auch dann kein wünschenswertes politisches Ziel ist, wenn eine Ungleichheit seitens des Wohlergehens die Position der am schlechtesten Gestellten nicht verbessern würde.

II. Ein erster Blick

Es erscheint sofort einleuchtend, daß, insofern Gleichheit wichtig ist, es letztendlich um Wohlerhengleichheit gehen muß. Schließlich wurde das Konzept der Wohlfahrt von Ökonomen gerade als Bezeichnung für das erfunden oder zumindest übernommen, was im Leben grundlegend wichtig und nicht nur Mittel zum Zweck ist.* Tatsächlich wurde es als Maßeinheit für die angemessene Bewertung von Ressourcen eingeführt: Ressourcen sind in dem Maße wertvoll, in dem sie zum Wohlergehen beitragen. Wenn wir uns für Gleichheit entscheiden, aber Gleichheit dann mit Blick auf Ressourcen definieren, völlig unabhängig von dem Wohlergehen, das sie mit sich bringen, dann scheinen wir Mittel mit Zwecken zu verwechseln und einer fetischistischen Faszination für etwas zu frönen, das wir nur als Mittel zum Zweck behandeln sollten. Wenn wir die Menschen wirklich als Gleiche behandeln wollen (so scheint es), dann müssen wir die Sache so einfädeln, daß sie ihr Leben als gleichermaßen lebenswert betrachten – oder ihnen hierzu die

* Im Original benutzt Dworkin das Wort »welfare«, das in ökonomischen Kontexten häufig auch mit »Wohlfahrt« übersetzt wird. »Wohlergehen« erscheint mir aber im Gesamtkontext dieses Buches eine gelungenerere Übersetzung für »welfare«, wenn auch inzwischen »Wohlfahrtsgleichheit« für Dworkins Begriff der »equality of welfare« leider geläufiger ist (Anm. d. Übers.).

Mittel geben. Es reicht dann nicht aus, dafür zu sorgen, daß ihr Kontostand gleich ist.

Diese unmittelbare Anziehungskraft der Wohlergehensgleichheit wird durch einen Aspekt des vorangegangenen Beispiels aus dem familiären Bereich gestützt. Wenn etwa die Frage aufkommt, wie das Vermögen zwischen den Kindern verteilt werden soll, dann scheinen, bei aller Fairneß, die ernsthaft körperlich oder geistig Behinderten Anspruch auf einen größeren Anteil zu haben. Das Ideal der Wohlergehensgleichheit könnte hierfür als plausible Erklärung dienen. Aufgrund ihrer Behinderung brauchen Blinde mehr Ressourcen, um gleiches Wohlergehen zu erreichen. Aber das gleiche Beispiel liefert auch wenigstens ein zunächst ärgerliches Problem für dieses Ideal. Denn die meisten Menschen würden die Schlußfolgerung ablehnen, daß die, die kostspielige Vorlieben haben, aus diesem Grund einen Anspruch auf einen größeren Anteil haben als andere. Jemand mit Champagner-Vorlieben (wie wir diesen Zustand nennen könnten) benötigt ebenfalls mehr Ressourcen, um das gleiche Wohlergehensniveau zu erreichen, als ein Biertrinker. Aber es erscheint nicht fair, ihm aus diesem Grund mehr Ressourcen zuzugestehen. Der Fall des angehenden Politikers, der eine stattliche Menge Geld braucht, um seine Ambitionen, Gutes zu tun, erreichen zu können, oder der des ehrgeizigen Bildhauers, der teureres Material benötigt als der Dichter, liegt vielleicht dazwischen. Ihre Argumente für einen größeren Anteil am Vermögen des Elternteils scheinen überzeugender als die des Kindes mit den Champagner-Vorlieben, aber schwächer als die des blinden Kinds.

Es stellt sich also die Frage, ob das Ideal der Wohlergehensgleichheit partiell akzeptiert werden kann – als ein Ideal, das in einer allgemeinen Theorie der Gleichheit zwar einen Platz, aber nicht als einziges Platz hat. Die Theorie im ganzen könnte dann bestimmen, daß die Behinderten mehr Ressourcen erhalten müssen, weil ihr Wohlergehen sonst geringer ist, als es sein könnte, nicht aber der Mann mit den Champagner-Vorlieben. Dieser Kompromiß innerhalb des Ideals der Gleichheit kann auf verschiedene Arten konstruiert werden. Zum Beispiel könnten wir akzeptieren, daß im Prinzip soziale Ressourcen so verteilt werden sollten, daß die Menschen in ihren Wohlergehensniveaus so gleich wie möglich sein sollten, aber als Ausnahmefall fordern, daß Unterschiede im Wohlergehensniveau, die sich auf bestimmte Ursachen zurückführen lassen – etwa

auf unterschiedliche Getränkevorlieben –, keine Beachtung finden sollten. Dies würde der Wohlergehensgleichheit den dominanten Platz einräumen, aber dieses Ideal von einigen bestimmten, un schönen Konsequenzen reinigen. Auch könnten wir, als anderes Extrem, nur die Minimierung solcher Wohlergehensunterschiede als wünschenswert akzeptieren, die sich auf bestimmte Ursachen wie körperliche Behinderungen zurückführen lassen. Nach dieser Auffassung würde Wohlergehensgleichheit nur einen Platz – vielleicht einen völlig unbedeutenden Platz – in einer allgemeinen Theorie der Gleichheit einnehmen, deren hauptsächliche politische Kraft dann aus einer völlig anderen Richtung kommen müßte.

Ich werde die Frage, inwiefern solche Kompromisse, Kombinationen oder Einschränkungen überhaupt möglich und attraktiv sind, und auch die Bearbeitung der bereits erwähnten Probleme der kostspieligen Vorlieben und der Behinderungen bis zu einem späteren Teil dieses Kapitels aufschieben. Aber ich möchte im voraus einen Typ von Einwand erwähnen und von der Hand weisen, der die Durchführbarkeit solcher Kompromisse von Wohlergehensgleichheit betrifft. Man könnte gegen jeden Kompromiß dieser Art einwenden, daß der Begriff des Wohlergehens zu unklar ist, um überhaupt die erforderlichen Unterscheidungen treffen zu können. Wir können gar nicht feststellen (so könnte man meinen), inwiefern etwaige Unterschiede in den Wohlergehensniveaus zweier Menschen gleichen Vermögens tatsächlich auf die mit ihnen verbundenen Kosten ihrer Vorlieben zurückzuführen sind oder auf ihre körperlichen oder geistigen Fähigkeiten. Also sollte jede Theorie, die das Ziel der Wohlergehensgleichheit vertritt, sich auf das Wohlergehensniveau insgesamt beziehen, und nicht auf Wohlergehen, welches man durch eine bestimmte Quelle gewonnen oder verloren haben mag. Natürlich ist an diesem Einwand wirklich etwas dran, aber wie überzeugend er ist, hängt sicherlich auch davon ab, welche genaue Form von Kompromiß vorgeschlagen wird. Ich möchte aber alle Einwände, die die Durchführbarkeit der Differenzierung von Wohlergehensquellen betreffen, außer acht lassen.

Ebenfalls nicht beachten möchte ich den allgemeineren Einwand, daß das Konzept des Wohlergehens bereits an sich, also sogar von Fragen der Unterscheidbarkeit seiner Quellen abgesehen, zu vage oder unanwendbar ist, um als Grundlage einer Theorie der Gleichheit zu dienen. Ich habe bereits erwähnt, daß es viele ver-

schiedene Interpretationen oder Konzeptionen von Wohlergehen gibt und daß eine Theorie der Wohlerhengleichheit, die eine bestimmte Interpretation benutzt, deutlich andere Ergebnisse liefern wird und eine deutlich andere theoretische Rechtfertigung erfordert als eine Theorie, die eine andere Interpretation benutzt. Einige Philosophen begreifen Wohlergehen zum Beispiel als Lust, Freude oder sonst einen Bewußtseinszustand, während andere Wohlergehen als Erfolg in der Umsetzung eigener Pläne sehen. Später werden wir die wichtigsten Konzeptionen von Wohlergehen aufzeigen müssen und die sich aus ihnen ergebenden Konzeptionen von Wohlerhengleichheit untersuchen. Aber wir können bereits jetzt festhalten, daß jede der gängigen Konzeptionen von Wohlergehen offenkundige begriffliche und praktische Probleme bezüglich der empirischen Überprüfbarkeit und Vergleichbarkeit von Wohlerhengleichheitsniveaus verschiedener Menschen aufwirft. Aus jeder von ihnen folgt, daß Wohlerhengleichheitsvergleiche häufig unbestimmt sein werden: Es wird oft vorkommen, daß von zwei Personen keine ein niedrigeres Wohlerhengleichheitsniveau als die andere hat, ihre Wohlerhengleichheitsniveaus aber auch nicht gleich sind. Es folgt hieraus aber nicht, daß das Ideal von Wohlerhengleichheit, nach welcher Interpretation auch immer, inkohärent oder unbrauchbar ist. Denn in diesem Ideal kommt das politische Prinzip zum Ausdruck, daß, soweit wie möglich, niemand ein geringeres Wohlerhengleichheitsniveau haben sollte als jemand anderes. Wenn dieses Prinzip schlüssig ist, dann kann das Ideal der Wohlerhengleichheit durchaus das praktische Problem offenlassen, wie Entscheidungen zu treffen sind, wenn der Vergleich der Wohlerhengleichheitsniveaus begrifflich sinnvoll, das Ergebnis aber unklar ist. Man kann durchaus eingestehen, daß es einige Fälle geben mag, in denen der Vergleich an sich theoretisch unsinnig ist. Insofern diese Fälle nicht allzu häufig auftreten, bleibt das Ideal sowohl praktisch als auch theoretisch wichtig.

III. Konzeptionen von Wohlerhengleichheit

Es gibt verschiedene Theorien darüber, was Wohlergehen ist, und damit auch verschiedene Konzeptionen von Wohlerhengleichheit. Ich werde die Theorien, die ich für die wichtigsten und überzeugendsten ansehe, in zwei große Gruppen einteilen, wobei ich

nicht annehme, daß alle Theorien in der Literatur anstandslos einer der beiden Gruppen zuzuordnen sind. Die erste Gruppe werde ich Erfolgstheorien des Wohlergehens nennen. Diese Theorien gehen davon aus, daß das Wohlergehen einer Person davon abhängt, inwieweit sie ihre Präferenzen, Ziele und Ambitionen erreicht; Erfolgsgleichheit, als eine Konzeption von Wohlergehensgleichheit, empfiehlt somit die Verteilung und Umverteilung von Ressourcen so lange, bis keine weitere Umverteilung die Unterschiede zwischen den Menschen in diesem Erfolg weiter reduzieren kann. Aber da Menschen unterschiedliche Präferenzen haben, gibt es prinzipiell auch unterschiedliche Versionen von Erfolgsgleichheit.

Menschen haben, erstens, politische Präferenzen, wie ich sie nennen werde, auch wenn ich diesen Begriff sowohl in einem weiteren wie auch in einem engeren Sinne verwende, als dies üblicherweise geschieht; ich meine Präferenzen darüber, wie die Güter, Ressourcen und Chancen der Gemeinschaft an andere verteilt werden sollten. Diese Präferenzen können entweder formale politische Theorien der bereits bekannten Art sein, wie zum Beispiel jene, der zufolge die Güter nach Verdienst und Leistung verteilt werden sollen; sie können aber auch weniger formal und gar keine Theorien sein, wie zum Beispiel die von vielen geteilte Präferenz, daß die, die sie gern mögen oder für die sie besondere Sympathien hegen, mehr erhalten sollten als andere. Zweitens haben die Menschen unpersönliche Präferenzen, wie ich sie nennen werde, Präferenzen, die sich auf andere Dinge als ihr eigenes und anderer Menschen Leben oder ihre persönliche Situation und Lage beziehen. Einige Menschen interessieren sich ungemein für den Fortschritt der Wissenschaft, obwohl es nicht sie selbst sein werden (oder irgend jemand, den sie kennen), die diesen Fortschritt hervorbringen werden, während andere sich ebenso stark für den Erhalt gewisser Arten von Schönheit einsetzen, die sie selbst nie zu Gesicht bekommen werden. Drittens haben Menschen persönliche Präferenzen. Gemeint sind ihre Präferenzen über ihre eigenen Erfahrungen oder ihre eigene Lage. (Ich leugne nicht, daß sich diese Präferenztypen überschneiden oder daß einige Präferenzen sich nicht in diese drei Kategorien zwängen lassen. Glücklicherweise geht meine Argumentation nicht von der Annahme des Gegenteils aus.)

Die am wenigsten eingeschränkte Theorie von Erfolgsgleichheit, die ich untersuchen werde, besagt, daß so lange umverteilt werden

sollte, bis im Rahmen des Möglichen all die unterschiedlichen Präferenzen der Menschen in gleichem Maße erfüllt sind. Dann werde ich die stärker eingeschränkte Version untersuchen, nach der nur nichtpolitische Präferenzen in dieser Berechnung berücksichtigt werden sollten, und dann die noch stärker eingeschränkte Version, der zufolge nur persönliche Präferenzen zählen sollten. Komplexere Versionen von Erfolgsgleichheit, die die Befriedigung von einigen, aber nicht allen Präferenzen aus den verschiedenen Gruppen kombinieren, sind natürlich möglich, aber ich hoffe, daß meine Argumente mich nicht zwingen werden, solche Kombinationen zu bestimmen und zu untersuchen.

Die zweite Gruppe von Wohlergehenstheorien werde ich Bewußtseinszustandstheorien nennen. Wenn Wohlerhengleichheit mit einer derartigen Theorie verknüpft wird, besagt sie, daß durch Umverteilung versucht werden sollte, die Menschen in einem bestimmten Aspekt oder einer bestimmten Eigenschaft ihres bewußten Lebens gleichzustellen. Durch die Auswahl unterschiedlicher Darstellungen oder Beschreibungen des betreffenden Zustands haben sich unterschiedliche Konzeptionen dieses Ideals herauskristallisiert. Bentham und andere frühe Utilitaristen deuteten Wohlergehen als Lust und die Abwesenheit von Schmerz; so verstandene Wohlerhengleichheit würde eine Umverteilung fordern, die die Menschen in bezug auf das Verhältnis von Lust und Schmerz soweit wie möglich gleichstellt. Aber die meisten Utilitaristen und die sonstigen Anhänger der Bewußtseinszustandskonzeption von Wohlergehen glauben, daß »Lust« und »Schmerz« viel zu einseitig sind und nicht die gesamte Bandbreite an Bewußtseinszuständen repräsentieren können, die zu beachten sind. »Lust« zum Beispiel, das eine bestimmte Art sinnlichen Glühens suggeriert, beschreibt nur sehr unzureichend das Erlebnis, das ein verstörendes Theaterstück oder Gedicht verursacht, eine Erfahrung, die Menschen dennoch manchmal gern haben. »Schmerz« wiederum kann so etwas wie Langeweile, Unbehagen oder Niedergeschlagenheit nur schlecht erfassen.

Die Probleme, die diese Debatte aufwirft, möchte ich nicht diskutieren. Statt dessen werde ich die Wörter »Vergnügen« und »Unzufriedenheit« benutzen, um recht unspezifisch jeweils die ganze Bandbreite an wünschenswerten und unerwünschten Bewußtseinszuständen oder Gefühlen zu bezeichnen, die für irgendeine Version

einer Bewußtseinszustandstheorie vielleicht wichtig sein könnten. Dieser Sprachgebrauch gibt diesen Wörtern natürlich einen weiteren Sinn als den, den sie umgangssprachlich haben, aber genau das ist meine Absicht, denn wichtig ist nur, daß sie Bewußtseinszustände bezeichnen, die Menschen um ihrer selbst willen haben oder vermeiden wollen können, sowie Zustände, die introspektiv identifiziert werden können.

Häufig erfahren Menschen Vergnügen oder erleiden Unzufriedenheit direkt durch die Stimulation der Sinne, durch Sex, Essen, Sonnenschein, Kälte oder Stahl. Aber sie freuen sich auch bzw. sind unzufrieden, wenn ihre Präferenzen unterschiedlichster Art frustriert werden. Es gibt daher uneingeschränkte und eingeschränkte Versionen der Bewußtseinszustandstheorie von Wohlergehen, analog zu den Versionen von Erfolgsgleichheit, die ich bereits unterschieden habe. Eine Version zielt darauf ab, die Menschen in ihrem Vergnügen gleichzustellen, ohne Ansehung der Quelle des Vergnügens, einer anderen geht es nur um das Vergnügen, das sie direkt und aus nichtpolitischen Präferenzen beziehen, und wieder eine andere meint, wichtig sei das Vergnügen, das direkt und nur aus persönlichen Präferenzen herrührt. Wie im Falle von Erfolgsgleichheit sind auch anspruchsvollere Versionen möglich, die Vergnügen aus den Unterkategorien dieser unterschiedlichen Präferenzen kombinieren.

Nur sehr kurz werde ich auch eine dritte Klasse von Konzeptionen der Wohlergehenheit betrachten, die ich objektive Konzeptionen nennen werde. Viele Unterteilungen und weitere Klassifizierungen innerhalb dieser drei Klassen, über die bereits erwähnten hinaus, müßten in einer vollständigen Darstellung möglicher Wohlergehenstheorien berücksichtigt werden, und es gibt, wie gesagt, auch Wohlergehenstheorien, die in dieser Liste überhaupt nicht auftauchen. Aber diese erscheinen mir als die einleuchtendsten Kandidaten, um Verteilungstheorien zu konstruieren. Ich sollte trotzdem zwei Arten von Schwierigkeiten kurz erwähnen, die wir wenigstens im Hinterkopf behalten sollten. Erstens werfen viele der von mir unterschiedenen Konzeptionen und Versionen die Frage auf, ob Gleichheit nach Maßgabe der jeweiligen Konzeption erreicht ist, wenn die Menschen tatsächlich das von ihr postulierte gleiche Wohlergehensniveau im Sinne jener Konzeption erreicht haben, oder ob das dann der Fall wäre, wenn sie über die relevan-

ten Tatsachen vollständig informiert wären. Erreicht jemand ein bestimmtes Erfolgsniveau, im Kontext von Erfolgsgleichheit, wenn er glaubt, daß seine Wünsche bis zu einem bestimmten Maß erfüllt sind, oder aber, wenn er dies bei voller Kenntnis der Tatsachen glauben würde? Sollten Fragen dieser Art meine Argumente tangieren, werde ich versuchen, entweder beide Möglichkeiten zu untersuchen oder die Version in Betracht zu ziehen, die mir im gegebenen Zusammenhang als überzeugender erscheint. Zweitens führen viele der von mir zu diskutierenden Ansätze zu Fragen hinsichtlich der zeitlichen Dimension, so daß die Beantwortung der Frage, ob und in welchem Umfang die Präferenzen einer Person insgesamt erfüllt worden sind, davon abhängt, welche ihrer Präferenzen als relevant angesehen werden oder wie die Präferenzen, die sie zu unterschiedlichen Zeiten gehabt haben mag, miteinander verrechnet werden. Ich glaube nicht, daß eines dieser die zeitliche Dimension berührenden Probleme meine Überlegungen beeinflussen wird, aber falls Leser dies glauben, sollten sie sich überlegen, ob meine Argumente gegenüber alternativen Vorschlägen bestehen können.

Etwas länger beschäftigen wird uns allerdings eine weitere Frage, die im Vorfeld geklärt werden muß. Genaugenommen sind es zwei Fragen. (1) Ist das Wohlergehen einer Person – ihr grundlegendes Wohlergehen – wirklich nur davon abhängig, wie erfolgreich sie ihre Wünsche zu erfüllen vermag (oder wieviel Vergnügen sie hat)? (2) Erfordert Verteilungsgleichheit wirklich das Bestreben, Menschen in diesem Erfolg (oder diesem Vergnügen) gleichzustellen? Die erste Frage geht von einer bestimmten Verbindung zwischen Wohlergehenstheorien wie jenen, die ich beschrieben habe, und dem Begriff des Wohlergehens aus. Diese Verbindung ist analog zu der zwischen Theorien der Gerechtigkeit und dem Begriff der Gerechtigkeit. Wir stimmen überein, daß Gerechtigkeit ein wichtiges moralisches und politisches Ideal ist, und wir fragen uns, welche der verschiedenen Theorien darüber, worin Gerechtigkeit wirklich besteht, die beste ist. Ähnlich könnten wir annehmen (aus welchem Grund auch immer), daß das Wohlergehen der Personen, verstanden im grundlegenden Sinne, ein wichtiges moralisches und politisches Konzept ist, und uns dann fragen, welche der herkömmlichen Theorien (oder welche neue Theorie, die wir entwickeln könnten) die beste Theorie darüber ist, worin so verstandenes Wohlergehen wirklich besteht.

Zur Beantwortung der zweiten Frage ist es an sich nicht nötig, sich mit dieser letzten Frage zu beschäftigen – oder sie überhaupt für sinnvoll zu halten. Wir können durchaus glauben, daß wahre Gleichheit es erfordert, Menschen in ihrem Erfolg (oder in ihrem Vergnügen) gleichzustellen, ohne zu glauben, daß grundlegendes Wohlergehen, recht verstanden, nur eine Frage dieses Erfolges (oder des Vergnügens) ist. Wir könnten glauben, daß Gleichheit in der Tat Erfolgsgleichheit voraussetzt, selbst wenn wir der ganzen Idee von grundlegendem Wohlergehen, gefaßt als eine tief sinnige Tatsache bezüglich Personen, die begrifflich von ihrem Erfolg oder ihrem Vergnügen unabhängig ist, skeptisch gegenüberstehen. Das heißt, daß wir Erfolgsgleichheit als attraktives politisches Ideal betrachten können, selbst wenn wir bereits die Frage für sinnlos halten, ob zwei Menschen, die den gleichen Erfolg haben, auch in ihrem grundlegenden Wohlergehen gleich sind. Und das können wir auch dann, wenn wir bestreiten, daß diese Frage analog zu der Frage ist, ob der höchstmögliche Durchschnittsnutzen eine Institution gerecht macht.

Ich mache diese Anmerkungen, weil zwei Strategien unterschieden werden müssen, die sich jemand zu eigen machen könnte, der eine bestimmte Konzeption von Wohlerhengleichheit verteidigen möchte. Erstens könnte er zunächst die Idee von Wohlergehen (*welfare*) als grundlegendes Wohlsein (*well-being*) akzeptieren und dann wenigstens als vorläufige Prämisse seines Arguments die Aussage nehmen, wahre Gleichheit erfordere Gleichheit des grundlegenden Wohlseins. Dann könnte er für eine bestimmte Theorie von Wohlergehen als beste Theorie darüber, was grundlegendes Wohlsein ausmacht, argumentieren (zum Beispiel Erfolg) und so schlußfolgern, daß dann Gleichheit herrscht, wenn die Menschen in ihrem Erfolg gleichgestellt werden. Zweitens könnte er direkt für eine bestimmte Konzeption von Wohlerhengleichheit argumentieren, etwa Erfolgsgleichheit. Vielleicht nimmt er nicht zu der Frage Stellung, ob Erfolg grundlegendes Wohlsein ausmacht, oder zu der vorgängigen Frage, ob diese Frage sinnvoll ist. Er könnte behaupten, daß Erfolgsgleichheit ohnehin aus Gründen der Fairneß geboten ist oder aus anderen Gründen, die mit der Analyse von Gleichheit zusammenhängen und von jeder Theorie über die Sinnhaftigkeit oder den Inhalt von grundlegendem Wohlsein unabhängig sind.

Ist es deswegen nötig, zur Beurteilung der Argumente für eine bestimmte Konzeption von Wohlergehensgleichheit diese beiden Strategien in Betracht zu ziehen? Ich glaube nicht, denn das Scheitern der zweiten Strategie muß (wenigstens auf eine gewisse Art) auch als ein Scheitern der ersten Strategie gelten. Ich selbst möchte nicht die Behauptung aufstellen, daß die Idee des grundlegenden Wohlseins als Begriff, um den verschiedene Theorien gebaut werden können, Unsinn ist, so daß die erste Strategie, vom Unsinn befreit, einfach die zweite ist. Ganz im Gegenteil meine ich, daß es sich dabei um eine wichtige Idee handelt, jedenfalls so, wie sie in bestimmten Zusammenhängen definiert wird, und daß die Frage, wie das – richtig verstandene – grundlegende Wohlsein einer Person zu realisieren ist, manchmal, in jenen Zusammenhängen, eine Frage von höchster Wichtigkeit ist. Auch glaube ich nicht, daß aus der Schlußfolgerung, daß Menschen in einer bestimmten Konzeption des Wohlergehens nicht gleichgestellt werden sollten, folgt, daß es sich um eine schlechte Konzeption von Wohlergehen handelt (als grundlegendes Wohlsein verstanden). Ich möchte eigentlich eher so etwas wie die gegenteilige Behauptung verneinen: daß aus einer nachweislich guten Theorie von Wohlergehen folgt, daß die Menschen dahingehend gleichgestellt werden sollten. Dies wäre keine logisch schlüssige Folgerung. Ich könnte zum Beispiel akzeptieren, daß Menschen im grundlegenden Wohlsein gleich sind, wenn jeder ungefähr gleich erfolgreich im Erreichen einer gewissen Anzahl seiner Präferenzen ist, ohne damit zuzugestehen, daß eine Bewegung in diese Richtung auch nur eine Pro-tanto-Bewegung in die Richtung tatsächlicher Verteilungsgleichheit ist. Selbst wenn ich zunächst beide Aussagen akzeptiere, sollte ich letztere dann aufgeben, sobald ich später davon überzeugt werde, daß es gute politisch-moralische Gründe dafür gibt, die Menschen in dieser Art von Erfolg nicht gleichzustellen, und daß diese Gründe unabhängig davon bestehen, ob die erste Aussage wahr ist oder nicht. Also müssen alle Argumente, die die zweite Strategie scheitern lassen könnten, und zwar mittels starker politisch-moralischer Gründe, denen zufolge die Verteilung nicht darauf ausgerichtet werden sollte, die Menschen in ihrem Erfolg gleichzusetzen, auch als starke Argumente gegen die erste Strategie zählen – obwohl sie natürlich nicht als Argumente zählen, die die vorläufige Schlußfolgerung dieser Strategie widerlegen: daß grundlegendes Wohlsein